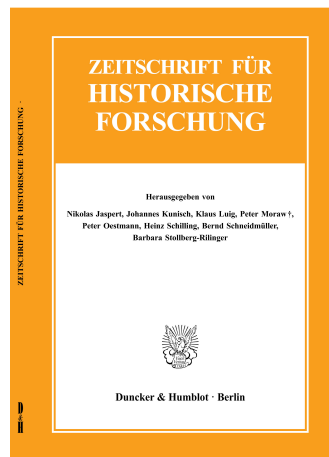


Format de citation

Wellenreuther, Hermann: review of: Manfred Henke, „Wir haben nicht einen Bettler unter uns“. Studien zur Sozialgeschichte der frühen Quäkerbewegung, Berlin: be.bra-Wiss.-Verlag, 2015, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 44 (2017), 2, p. 363-365, DOI: 10.15463/rec.544626708

First published: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 44 (2017), 2



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Galles ausführliche Beschreibungen des städtischen Justiz-, Kriegs- und Finanzwesens sowie der Verwaltungsorganisation unterstreichen das Bild einer strukturell reformunfähigen Stadt. Aufgrund ihrer geringen Größe – Dortmund zählte um 1795 ca. 4000 Einwohner – war die Verwaltungsstruktur der Stadt wenig differenziert, die Ratsherren fungierten gleichermaßen als Richter, Kriegsherren sowie als Mitglieder der obersten Verwaltungs- und Finanzbehörde. Notwendige Reformen beispielsweise des Justizwesens unterblieben, da der Rat einer Zentralisierung der Gerichtskompetenzen in seiner Hand den Vorzug vor einer klaren Regelung des Instanzenzugs zwischen Unter- und Ratsgericht gab. Wenn zudem der Bürgermeister Sitzungen des Appellationsgerichts in seinem Privathaus abhielt und Ratsherren in Prozessen gleichzeitig als Richter und Advokaten auftraten, fühlt man sich durchaus an Wielands Satire „Abderiten“ erinnert, in die er seine Erfahrungen als Ratsherr der kleinen oberschwäbischen Reichsstadt Biberach einfließen ließ.

Angeichts der Akribie, mit der Galle seine Quellenbefunde analysiert, verwundert es durchaus, wie wenig Aufmerksamkeit er einer Einbettung seiner Ergebnisse in die aktuelle Forschung widmet. Zentrale neuere Arbeiten zum Themenkomplex „reichsstädtischer Republikanismus“ wie die von Hafner oder Palaoro werden nicht berücksichtigt, ebenso wenig Wolfgang Magers Begriff des „konsensgestützten Ratsregiments“ oder Peter Blickles Kommunalismus-Konzept. Übergeordnete Fragen nach den Spezifika, aber auch nach Parallelen zum Dortmunder Befund bleiben offen; Galle schließt in seinem knappen Fazit mit der allgemeinen Erkenntnis, dass sich „die These, dass die Geschichte der frühneuzeitlichen Reichsstädte im gesamten Alten Reich von innenpolitischen Konflikten geprägt ist“, erhärtet habe (271). Wenig kenntnisreich zeigt sich Galle auch auf anderen Feldern aktueller Forschung: Pauschalurteile über die Effizienz bzw. Ineffizienz von Reichshofrat und Reichskammergericht nach 1648 werden entweder gar nicht belegt (21) oder erfolgen unter Verweis auf Barbara Stollberg-Rilingers Beck-Wissen-Band zur Geschichte des Heiligen Römischen Reiches (131) – ungeachtet der Verdienste dieses Handbuchs stünde hier fraglos einschlägigere Forschungsliteratur zur Verfügung. Dass das mehrfach als ineffizient bezeichnete Reichskammergericht im Konflikt von 1754/55 das erste Urteil sprach und auch in späteren Auseinandersetzungen angerufen wurde, scheint für Galle zudem keinen Widerspruch darzustellen. Es ist sein Verdienst, die bisher weitgehend unerforschte Verfassungsgeschichte Dortmunds im 17. und 18. Jahrhundert erschlossen zu haben. Die notwendige Kontextualisierung seiner Ergebnisse überlässt Galle jedoch anderen.

Stephanie Armer, Nürnberg

*Henke, Manfred*, „Wir haben nicht einen Bettler unter uns“. Studien zur Sozialgeschichte der frühen Quäkerbewegung, Berlin 2015, be.bra wissenschaft, 318 S. / graph. Darst., € 24,00.

Ob man sich für politischen Radikalismus oder radikale religiöse Gruppen interessiert, zumindest für das Britische Reich im 17. Jahrhundert stößt man dabei häufig auf Quäker oder, wie sie sich selbst nannten, Angehörige der Society of Friends. Schon aus diesem Grund wurden die Ansichten über die Genese des politischen Radikalismus in England von der Forschung schon seit dem 17. Jahrhundert mit den theologischen und gesellschaftskritischen Ansichten der Quäker in Verbindung gebracht. Einige meinen gar, sie seien nicht voneinander zu trennen, etwa die englischen Historiker Christopher Hill und Eric Hobsbawm. Mit ihren Thesen setzt sich diese Arbeit in Anknüpfung an die Methoden, die zuerst von dem englischen Historiker Richard T. Vann in „The Social Development of English Quakerism, 1655–1755“, Cambridge 1969, entwickelt wurden,

kritisch auseinandersetzt. Diese Kritik ist eingebunden in die noch immer anhaltende Debatte über Max Weber, der im Zusammenhang mit den Wirkungen der „protestantischen Ethik“ auch Verhaltensweisen und Ansichten der Quäker eine prominente Rolle zuschrieb. Anknüpfend an die Ansichten Hartmut Lehmanns, der die hier zu besprechende Arbeit als Doktorvater betreut hat, werden Webers Ansichten einer kritischen Würdigung unterzogen.

Innerhalb dieses weitgespannten Rahmens greift die Arbeit eine Reihe von Thesen der Forschung zur Genese und Ausbreitung der quäkerischen Bewegung auf: Nach einer wohlinformierten Einführung in die englische Geschichte um die Mitte des 17. Jahrhunderts skizziert der Autor im zweiten Kapitel (28–45) die höchst komplexe religiöse Landschaft Englands, bevor er sich der Society of Friends selbst zuwendet. Das dritte Kapitel (46–56) zeigt, aus welchen unterschiedlichen Quellen sich die Ansichten von George Fox speisten, dem wichtigsten Prediger der frühen Bewegung; der folgende kurze Abschnitt (57–65) thematisiert die Rolle von Armut als Argument gegen die Herrschenden, weist aber zugleich nach, dass viele Quäker der Zeit der sozialen Mittelschicht angehörten (62 f.) und sich bewusst gegenüber den wirklich Armen abgrenzten (63). Im folgenden Kapitel (66–89) endlich wird die ältere These, dass die Quäkerbewegung in einer spezifischen Region, nämlich in Kendal, entstanden sei, widerlegt und mit guten Argumenten die Entstehung der Society of Friends als ein Prozess der Verschmelzung unterschiedlicher Gruppierungen in Nordwestengland geschildert. Am Ende dieses Abschnitts steht die Diskussion der Thesen Max Webers (90–94) und der marxistischen Thesen Christopher Hills (94–103); aus der kritischen Erörterung dieser Thesen werden dann die Methoden und Fragestellungen der eigentlichen sozialgeschichtlichen Diskussion im Hauptteil der Arbeit entwickelt (103–115).

Die nachfolgenden Kapitel des Hauptteils (116–210) bieten eine beeindruckende, weitgespannte, statistisch ausgeklügelte Untersuchung der sozialen Strukturen, in die die Quäker und andere dissentierende Gruppen im Norden Englands eingebettet waren. Fazit: Ein beträchtlicher Teil der Mitglieder der Society of Friends gehörte der wohlhabenden städtischen wie ländlichen Mittelschicht an. Dieses Ergebnis wird durch zahlreiche Statistiken und Karten im Anhang (227–288) untermauert. Es falsifiziert die Thesen Christopher Hills und seiner Anhänger, bestätigt aber – wenn auch mit einiger Zurückhaltung – die These Max Webers, „dass religiöse Gemeinschaften gewisse ‚Qualitäten und Prinzipien methodischer Lebensführung‘ [...] ‚gestützt‘ hätten“ (218).

Der einflussreiche und auch in seinem hohen Alter noch immer produktive amerikanische Historiker Bernard Bailyn pflegt die Diskussion von Vorträgen mit der Frage „So what?“ einzuleiten. Gerade weil die vorliegende Studie den Leser zwar belehrt, aber doch etwas ratlos zurücklässt, sind Antworten auf Bailyns Frage besonders wichtig. Denn Henke selbst stellt weder die Frage noch offeriert sein „Fazit und Ausblick“ (211–224) Antworten: Die Arbeit legt einen Befund vor, ohne sich auf das Wagnis einzulassen, dessen Bedeutung für unser Verständnis der englischen Geschichte nach 1660 zu erklären.

Weder im 17. noch im 18. Jahrhundert wurde der Befund, dass ein beträchtlicher Teil der Quäkergemeinschaft der wohlhabenden Mittelschicht angehörte, kritisch hinterfragt. Was die Zeitgenossen kommentierten und was sie irritierte, war nicht der Wohlstand der Quäker, sondern die Soziallehre der Society of Friends, der zufolge – und dies wäre eine erste Antwort – Armut nicht materielle, sondern geistige Armut bedeutete; als Argument war die Rede von der Armut nicht gegen Reichtum und Besitz,

sondern gegen Hochmut, Privilegien und Geringschätzung sozial niedrig Stehender gerichtet – zumindest in England. Denn in Pennsylvania sollte sich das Armutsargument insbesondere in den Ansichten John Woolmans auch gegen materiellen Reichtum und Besitz richten, eine Wendung, die von der englischen Quäkergemeinschaft nicht vollzogen wurde.

Diese Feststellung impliziert auch, dass englische Quäker nicht Kapitalismuskritiker waren, wohl aber Verfechter einer hinsichtlich Rechten und Privilegien gleichberechtigten Gesellschaft, welche sogar (!) die Frauen einschloss; die Quäker rückten damit in die Nähe von Verfechtern radikalrepublikanischer Theorien.

Eine zweite Antwort auf die „So-what“-Frage ergibt sich aus den Folgen der scharfen Trennung zwischen materieller und geistiger Armut für die Gesellschaftsauffassung der Quäker und der englischen Gesellschaft: Die nichtquäkerische Gesellschaft empfand den Widerspruch zwischen quäkerischem Wohlstand und der quäkerischen Forderung nach Armut als heuchlerisch und lehnte die Ansichten der Quäker ab, weil diese nicht selbst gelebt wurden. Diese Kritik, die bis ins 19. Jahrhundert anhielt, beschleunigte den Prozess der Marginalisierung der Society of Friends. Zugleich wurde die im 17. und 18. Jahrhundert noch als revolutionär empfundene Gesellschaftsauffassung der Society of Friends in England im 19. und 20. Jahrhundert zunehmend auf den Pazifismus reduziert. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war dieser in der Society of Friends noch wenig ausgebildet gewesen.

Der Autor klammert die Gesellschaftsauffassungen der Quäker aus seinen Überlegungen weitgehend aus. Damit verschenkt er bedauerlicherweise die Möglichkeit, die Konsequenzen seiner Ergebnisse für die Rolle und Bedeutung der Society of Friends seit dem 17. Jahrhundert zu reflektieren.

Hermann Wellenreuther, Göttingen

*Schmidt-Voges*, Inken, Mikropolitiken des Friedens. Semantiken und Praktiken des Hausfriedens im 18. Jahrhundert, Berlin / Boston 2015, de Gruyter Oldenbourg, IX u. 370 S. / Abb., € 69,95.

Inken Schmidt-Voges hat mit „Mikropolitiken des Friedens“ ein schönes, reichhaltiges und analysegesättigtes Buch vorgelegt. Es nähert sich seinem Thema in zwei großen Abschnitten, die gleichzeitig die zwei Hauptzugänge der Arbeit widerspiegeln: einer Diskursanalyse frühneuzeitlicher Friedenssemantiken in Zusammenhang mit dem Haus und einer Analyse der sozialen Praxis anhand von Gerichtsfällen in Osna-brück zwischen 1759 und 1809, in denen der häusliche Frieden verhandelt wurde. Ziel der Arbeit ist die Rekonstruktion der „Mikropolitiken des Friedens“, die „auf die kommunikativen Prozesse im Rahmen von Gerichtsverhandlungen [abzielt], in denen Obrigkeiten und Untertanen kollektiv verbindliche Normen zur Regulierung und Organisation des häuslichen Raumes mit seinen Innen- und Außenbeziehungen aushandelten, herstellten und durchsetzten“ (36). Dabei geht die Autorin davon aus, dass soziale Praktiken „als Verhalten und Handeln in täglichen Routinen“ mit einem geteilten, kollektiven Wissen verknüpft sind, das die Praktiken erst verständlich macht (17). Um dem spezifischen Zusammenspiel zwischen den den Hausfrieden betreffenden sozialen Praktiken und den diesbezüglichen diskursiven Formationen auf die Spur zu kommen, holt die Autorin sehr weit aus und unternimmt das ambitionierte Projekt, die Diskurssemantiken des Hausfriedens vom 15. bis zum 19. Jahrhundert zu analysieren. Sie durchkämmt theologische und juristische Diskurse des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit und widmet sich dann den „fluiden Diskursen“ über den Hausfrieden im 18. Jahrhundert, indem sie religiöse Literatur, Schriften zur politischen Ökonomie